Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 18 (2011)

Heft: 1: Sozialgeschichte der Schweiz : eine historiographische Skizze = L'histoire sociale de la Suisse : une esquisse historiographique

Artikel: Sozialgeschichte für alle? : ein Blick auf die neuere Kantonsgeschichtsschreibung

Autor: Schumacher, Beatrice

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-390996

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sozialgeschichte für alle?

Ein Blick auf die neuere Kantonsgeschichtsschreibung

Beatrice Schumacher

Ist Sozialgeschichte «im Publikum» angekommen? Die Frage ist ebenso ambitiös wie berechtigt. Berechtigt darum, weil Sozialgeschichte von ihren Promotoren explizit als ein Projekt mit politischem Anspruch verstanden wurde, das relevantes gesellschaftliches Orientierungswissen bereitstellt. Ambitiös darum, weil allein die Zahl der historischen Veröffentlichungen, die sich an ein ausserfachliches Publikum wenden, in den letzten Jahrzehnten – parallel zur gesteigerten Buchproduktion – stark angestiegen ist. Museen, Radio, Fernsehen, Film und Web sind zu bedeutenden massenmedialen Kanälen für historisches Wissen avanciert. Ist schon die Menge nicht zu bewältigen, so müsste man auch kapitulieren, wenn man genauer wissen wollte, was und wie «das Publikum» denn genau rezipiert. Der Anspruch dieses Beitrags ist daher vergleichsweise bescheiden: Er verhandelt die grosse Frage exemplarisch anhand eines überschaubaren Feldes. Wie der Untertitel signalisiert, habe ich dazu die schweizerische Variante der Landesgeschichte, die Kantonsgeschichten, ausgewählt.

Für den deutschen Publizisten Joachim Fest ist die Sache klar: «Menschen interessieren sich auch historisch für nichts so sehr wie für Menschen. Das ist einfach so. Ich finde dies so elementar, dass schon deswegen die ganze Struktur- und Sozialgeschichte ein Irrweg ist.»[1] Etwas weniger apodiktisch betrachtet ist nicht zu übersehen, dass das zentrale Merkmal der Sozialgeschichte auch ein entscheidendes Handicap ist: Die dezidierte und programmatische Abwendung von grossen Personen, Ereignissen und der Überzeugungskraft der Erzählung zugunsten der Analyse von Prozessen und Strukturen beraubte SozialhistorikerInnen eines zentralen Werkzeugs: der Narrativität. Der Vorrang einer theoriegeleiteten Geschichtswissenschaft tangierte weiter die Vorliebe für das Konkrete, Spezifische und Einmalige, denen nicht nur ein «breites» Publikum, sondern auch manche HistorikerInnen zugetan sind. Die deutsche Geschichtsdidaktik hat sich ausdauernd, klug und vorab theoretisch um Lösungen zur Überwindung des Grabens bemüht.[2] Hier geht es um einen Blick auf die real-existierende Praxis. Wie bewältigen SozialhistorikerInnen diese Klippen? Wie liest sich Sozialgeschichte «für alle»?

Kantonsgeschichten sind ein Feld, in dem Sozialgeschichte «für alle» praktiziert wird. Darüber hinaus stellen sie eine traditionsreiche Publikationsgattung dar und zählen per definitionem zum Genre der «Vermittlung» – ein Begriff, der allerdings der Klärung bedarf. Im Unterschied zur Lokalgeschichtsschreibung, auf die dieses Kriterium auch zutrifft, ist ihre Zahl aber überblickbar. Zudem sind Kantonsgeschichten in den letzten drei bis vier Jahrzehnten deutlich stärker zu einem Arbeitsfeld professioneller, oft universitär eingebundener HistorikerInnen geworden – und sie betreiben nebst Vermittlung auch Forschung. Gleichzeitig kommt ihnen als Gattung eine staatlich-repräsentative, zumindest aber eine identitätsstiftende Funktion zu. Das alles macht sie zu einem ergiebigen Beobachtungsfeld.

Der Beitrag entwickelt in einem ersten Abschnitt eine Auffassung des Begriffs der «Vermittlung», der ein Genre betitelt, dem es in unserem Fach an reflektierender Aufmerksamkeit mangelt. Im zweiten Abschnitt wird das Sample der Kantonsgeschichten vorgestellt und anhand ihrer editorisch-bibliografischen Erscheinungsformen klassifiziert. Der hier um 1980 feststellbare Trend zu professionalisierten Grossprojekten und mehrbändigen Werken lenkt die Aufmerksamkeit auf die Frage der Ressourcen, das heisst auf Initianten, Träger, Finanzen und Forschung. Im vierten Abschnitt verlagert sich der Blick ins Buchinnere und zur Frage, welchen inhaltlichen und darstellenden Gestaltungsspielraum AutorInnen bei der Umsetzung von sozialhistorischer Arbeit erprobt haben. Zum Schluss folgen einige Überlegungen zu Fallstricken und Zukunftsperspektiven.

Kantonsgeschichten und «Vermittlung»

Was macht Kantonsgeschichten zu einem Genre der «Vermittlung», und was bedeutet «Vermittlung» eigentlich? Die Frage lässt sich klarer und auch produktiver fassen, wenn man sie nicht als ein Problem der Didaktik, sondern als eine Frage der Beziehung zwischen historischem Wissen, Öffentlichkeit und Markt versteht. Sie heisst dann etwa: Wie entsteht öffentliches Interesse an Geschichte? Wer formuliert dieses Interesse? Wer fördert es ideell und wer finanziert es? Und umgekehrt: An welche Öffentlichkeit wenden sich HistorikerInnen? Wie verhalten sich öffentliche Interessen zu fachlichen und diese zu kommerziellen? Kantonsgeschichten erscheinen so betrachtet als Unternehmen, deren Konturen vom Inhalt bis zum Endprodukt innerhalb von drei Interessensphären geregelt werden: gesellschaftlich-politisch, historisch-wissenschaftlich und editorisch-kommerziell.

In gesellschaftlich-politische Interessen eingebunden sind Kantonsgeschich-

ten als Teil einer etablierten und bis heute aktuellen Geschichtskultur. Das manifestiert sich unterschiedlich: Verbreitet ist das Mittun und die Förderung von politischen Exponenten, ParlamentarierInnen oder auch von Mitgliedern der Regierung; ebenso traditionsreich ist das Engagement der historischen Vereine. Das öffentliche Interesse findet Ausdruck im Anspruchskatalog an Kantonsgeschichten: Bausteine für ein staatliches Selbstverständnis, Stärkung von regionaler Identität und Gemeinschaftssinn, Orientierung in Gegenwart und Zukunft. Solchen Anforderungen wurde die ältere personen- und ereigniszentrierte, positivistische Historiografie gerecht, indem sie die ihr zugedachte Rolle der staats- und identitätsbildenden Kraft akzeptierte und einheitsstiftende Traditionen förderte. Für einen herrschaftskritischen und soziale Ungleichheit erforschenden sozialhistorischen Ansatz kam dies nicht infrage – daraus resultierte die Notwendigkeit, das gesellschaftliche und politische Interesse an Geschichte neu zu verhandeln und zu definieren. Vorworte und Einleitungen neuerer Kantonsgeschichten legen davon beredtes Zeugnis ab.

Die Einbindung von Kantonsgeschichten in historisch-wissenschaftliche Interessen ist ein Phänomen jüngeren Datums. Es nahm seit etwa 1970 zu und stand in direktem Zusammenhang mit der aufsteigenden Sozialgeschichte. Es ist Ausdruck des fachlich-politischen Selbstverständnisses einer neuen Generation von SozialhistorikerInnen, nämlich einerseits neues historisches Wissen im Team und aus lokal-regionalen Teilstudien zu gewinnen und anderseits diesem Wissen zu gesellschaftlicher Relevanz zu verhelfen. Nicht zu übersehen ist auch ein beschäftigungsrelevanter Aspekt: Das verstärkte Interesse setzte parallel zur Bildungsexpansion ein, aus der eine grössere Zahl von StudienabgängerInnen resultierte, welche Universitäten und zunehmend auch Gymnasien nicht mehr ausreichend beschäftigen konnten.

Auch die Einbindung von Kantonsgeschichten in editorisch-wirtschaftliche Interessen ist ein jüngeres Phänomen, das sich etwa daran zeigt, dass Kantonsgeschichten als Verlagswerke (und nicht im Eigenverlag von Kantonsregierungen oder einzelnen Autoren) erscheinen. Es korrespondiert mit der steigenden fachlichen Aufmerksamkeit für Kantonsgeschichten, die wiederum häufiger mit gesteigerten finanziellen Mitteln einhergeht. Das macht sie zu einem Geschäftsfeld für Verlage. Im Wechselspiel von verlegerischen, gestalterischen und fachlichen Ansprüchen gewinnen Buchgestaltung und -produktion neue Bedeutung, die auf Inhalte, Textsorten oder die Wahl von Bildern einwirken können.

Die Frage, ob Sozialgeschichte «im Publikum» angekommen sei, beginnt also nicht beim Endverbraucher. So sehr dieser auch stets mitgedacht wird, so klar entzieht er sich dem Zugriff – jedenfalls so lange, als es an sozialwissenschaftlicher Leserforschung mangelt. Fassbar sind dagegen jene, die gleichsam als

seine Anwälte darüber entscheiden, was publikumsgängig, verständlich, die Bildung fördernd und die Neugier weckend oder schlicht allgemein notwendiges historisches Wissen sei. Der Endverbraucher ist dabei bald als LeserIn, bald als BürgerIn und nicht zuletzt als KonsumentIn gedacht. Dieser Vorgang erschöpft sich keineswegs in Merkmalen wie einem hohen Bildanteil oder der Platzierung der Fussnoten. Das Going public umfasst weit mehr: Es ist eine Verständigung zwischen einer Vielzahl von AkteurInnen, die im Spannungsfeld gesellschaftlicher und politischer, wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Interessen agieren. Das erweitert den Blick auf den gesamten Entstehungs- und Produktionszusammenhang. Er umfasst Planungsphasen, fachliche und öffentliche Diskussionen, die Wahl von AutorInnen bis hin zu Schreibprozessen, die nicht zuletzt durch die Buchgestaltung mitbestimmt werden. Entschieden wird dabei alles, was eine Publikation ausmacht: Ob sie überhaupt entstehen kann, wer sie finanziert, was sie inhaltlich leisten soll und kann bis hin zur Frage, wie dick und schwer sie ist und wie viel sie die Buchkäuferin kosten darf.[3] Stark beeinflusst werden diese Prozesse von den Ressourcen, die mobilisiert werden können. Dazu zählen die finanziellen Mittel, die bestehenden Forschungseinrichtungen und das Vorhandensein von Grundlagenforschung sowie die personellen Kapazitäten, die AutorInnen und ExpertInnen in Begleit- und Entscheidungsgremien in Form von wissenschaftlicher Ausbildung, Erfahrung, Vernetzung und gesellschaftlicher Urteilskraft einbringen.

Einwenden könnte man, dass der Begriff der «Vermittlung» durch die vorgeschlagene Auffassung des Going public an Trennschärfe verliert. Das verweist aber allein darauf, dass messerscharfe Unterschiede zwischen Publikumsbüchern und anderen nicht per se existieren. «Vermittlung» oder auch «Popularisierung» sind eher behelfsmässige Ausdrücke, um zwischen dem Erarbeiten von Kenntnissen und dem Weitergeben von Wissen zu unterscheiden. Diese Unterscheidung kann nützlich sein, aber kategorisch ist sie nicht. In der Praxis herrscht der fliessende Übergang. Kantonsgeschichten sind dafür das beste Beispiel. Was sie auszeichnet, ist nicht etwa ihre Qualität als «breitenverständliche» Geschichtsschreibung – sondern der Auftrag, Geschichtsschreibung unter dem Vorzeichen von öffentlicher Relevanz zu betreiben.

Die selbstreflexiven Bemühungen im Feld der «vermittelnden» historischen Literatur sind in der Schweiz bisher nicht sehr weit gediehen. Angesichts des gesteigerten Outputs, der Bedeutung als Publikations- und Berufsfeld wie auch der investierten öffentlichen und privaten Gelder kann das erstaunen. Lokal- und regionalhistorische Arbeiten, Firmengeschichten wie auch andere populär-vermittelnde Bücher werden in den bestehenden Rezensionsgefässen meist nicht beachtet, und wenn, dann allein unter wissenschaftlichen Kriterien. Besonders dafür ausgerichtete Foren, Publikationsorte oder gar Zeitschriften

oder Forschungsschwerpunkte gibt es bislang nicht. Daher fehlen auch vertiefte Analysen. Zur hier interessierenden Kantonsgeschichtsschreibung gibt es einen Überblicksbeitrag von 1992 sowie (Presse-)Artikel oder Beiträge in wissenschaftlichen Zeitschriften und Jahrbüchern, die sich zu Planung, Durchführung, Ergebnissen wie auch zu Wünschbarkeit oder Scheitern von Kantonsgeschichteprojekten äussern.[4] Die fachlichen und öffentlichen Auseinandersetzungen im Umfeld kantonsgeschichtlicher Projekte sind bislang jedoch nicht aufgearbeitet.

Kantonsgeschichten: das Sample

Was ist eine Kantonsgeschichte? Lucienne Hubler (1992) zählte dazu in enger Definition nur Werke, die einen langen zeitlichen Horizont eröffnen und die Geschichte eines Kantons beziehungsweise dessen geografischen Raum möglichst seit dem Paläolithikum erfassen. Das mag unter einem normativen Aspekt sinnvoll sein. De facto setzt Hubler einen bestimmten Ansatz voraus, nämlich die aus der *Annales*-Schule stammende *longue durée*. Da sie allerdings feststellen musste, dass sie damit nur sehr wenige Titel erfasste, sah sie sich gezwungen, auch Publikationen mit kürzerem Betrachtungszeitraum in ihren Überblick einzubeziehen. Auch ich weite hier den Blick, aber nicht der Not gehorchend, sondern weil mich der Effekt des sozialhistorischen Paradigmas in seiner ganzen Breite interessiert. Ich beziehe alle Publikationen ein, die der Intention der Auftraggeberschaft, der Herausgeber oder der AutorInnen zufolge als Kantonsgeschichten verstanden werden. Vom Erscheinungsdatum her beschränke ich mich auf die jeweils heute als aktuell geltenden Werke respektive Werkserien. Auf diese Weise rücken Publikationen in den Blick, die zwischen 1932 (!) und 2008 erschienen sind – ein Zeitraum, der die Phase des international unterschiedlich zu datierenden sozialhistorischen Paradigmenwechsels sowie auch die um 1985/90 einsetzende Phase des erweiternden Umbaus abdeckt.

Das so konstituierte Sample umfasst 23 Titel mit jeweils einem oder mehreren Bänden. Es ergibt sich ein Total von 65 Bänden mit rund 29'000 Seiten, verfasst von 310 Autoren und Autorinnen.[5] Allein schon die bibliografische Erfassung macht deutlich, dass sich die Titel in zwei hauptsächliche Typen gliedern lassen (vgl. für das Folgende die Bibliografie sowie die Tabelle auf S. 276 f.): Der erste und ältere Typus ist die monografische Werkserie, dessen einzelne Bände in unregelmässigen Abständen über einen langen Zeitraum gestreut erscheinen. Sie stammen in der Regel aus der Feder eines Autors, seltener einer Autorin. Der zweite, neuere Typus ist das mehrbändige Gesamtwerk. Im Gegensatz zur monografischen Werkserie handelt es sich um ein Mehrautorenprojekt, dessen einzelne

Bände gesamthaft geplant werden und gleichzeitig (oder in kurzer zeitlicher Folge) vorgelegt werden. Nach 1980 begann sich ein Wandel abzuzeichnen: Der Typus Gesamtwerk löste die Werkserie ab. 1981 wurde in Freiburg im Üchtland die erste Kantonsgeschichte einer neuen Generation vorgelegt. Mehrere Vorhaben befanden sich in Planung (JU, NE, ZH, TI). In den 1990er-Jahren setzte sich der Trend endgültig durch und löste einen gewissen kantonalen Wettbewerb aus. Allein seit dem Jahr 2000 sind fünf Kantonsgeschichten auf den Markt gekommen (GR, BL, SH, SG, VS). Der bibliografische Befund legt es nahe, den editorischen Wandel in einen direkten Zusammenhang mit dem sozialhistorischen Paradigmenwechsel zu stellen, der in der Schweizer Forschungslandschaft seit etwa Mitte der 1960er-Jahren manifest ist. Als These formuliert: Die Sozialgeschichte hat die Kantonsgeschichten als Publikationsgattung grundlegend tangiert und revolutioniert, nämlich in der materiellen Gestalt, in der teamorientierten Projektorganisation, im wissenschaftlichen und publizistischen Anspruch, bezüglich der angesprochenen Leserschaft und selbstverständlich im Inhalt. Insgesamt kann man dies auch als eine Professionalisierung beschreiben.

Bisher sind zehn Kantone dem neuen Muster gefolgt, in drei weiteren sind entsprechende Projekte in Vorbereitung (SZ, ZG,[6] NW). Wie sieht die Lage in den anderen 13 Kantonen aus? In fünf Fällen waren um 1980 bereits monografische Werkserien im Gange, deren Ausgangspunkt deutlich vor der sozialhistorischen Wende lag. Merkmale sind eine dominant an Politik, Verwaltung sowie Personen und Ereignissen orientierte Herangehensweise, ebenso die Behandlung eines grossen Zeitraums, meist seit prähistorischer, mindestens aber seit gallisch-römischer Zeit. Das verzögerte Erscheinen ist nicht selten der zeitlichen Überlastung, gelegentlich auch dem vorzeitigen Tod des alleinigen Bearbeiters geschuldet und spiegelt das Fehlen finanzieller Ausstattung und folglich auch terminlicher Verbindlichkeit. Genaueres Hinsehen zeigt jedoch rasch, dass das Fehlen eines editorischen Grossprojekts nicht gleichbedeutend ist mit dem Fehlen von sozialhistorischen Perspektiven (und auch nicht zwingend mangelnde Entschädigung impliziert). Das Unverbindliche, das der Werkserie eigen ist, eröffnet zugleich grossen Gestaltungsspielraum. So setzten spätere Bearbeiter je nach persönlichen Vorlieben und Fähigkeiten im Alleingang sozialhistorische Ansätze um (beispielsweise AG, Bd. 2, 1978). Andere Autoren verfolgen ein sozialhistorisches Mischmodell, das man je nach dem als erweiterte politische Geschichte oder als eklektische Sozialgeschichte qualifizieren kann. Auch organisatorisch hat sich der Typus Werkserie als wandelbar erwiesen: So wurde in jüngster Zeit in den Kantonen Luzern und Solothurn das Ein-Autoren-Modell verabschiedet und die noch ausstehenden Bände für das 19. und 20. Jahrhundert in Projektorganisation und sozialhistorischem Konzept Standards angeglichen, die dem Typus Gesamtwerk entlehnt sind.

Tab. 1: *Kantonsgeschichten nach Editionstypus (Stand Dezember 2010)*

Kanton	Erscheinungsjahr	Bände (n)	Seiten (n)	AutorInnen (n)	Preis (Fr.)
Monografische Werkserie (Einautorenprinzip)					
LU	1932, 1945, 1979, 1990, 1998, 2008 (2 Bände in Vorbereitung)	6	4209	6	
SO	1952, 1976, 1981, 1992 (2 Bände in Vorbereitung)	4	2647	3	
AG	1953, 1978	3	1509	2	
AR/AI	1964, 1972, 1993	3	1981	4	
BE	1982, 1990, 1995, 1996	4	1643	2	
TG	1987, 1992, 1994	3	1810	*1	
UR	1993 (1 Band in Vorbereitung)	1	420	1	86
Total		24	14'219	20	
Gesamtwerk (Mehrautorenprinzip)					
FR	1981	2	1155	46	k. A.
JU	1984	1	304	14	k. A.
NE	1989–1993	3	1026	29	Bd. 1: 70, Bd. 2, 3: je 83
ZH	1994–1996	3	1605	24	60, 150
TI	1998–2000	3	1534	24	k. A.
GR	2000	3	1037	30	185
BL	2001	6	1478	15	70, 180
SH	2001	3	2000	25	98, 294

VS	2002	4	910	12	k. A.
SG	2003	9	2289	49	180
Total		37	13'338	268	
Einbändiger Publikumsband					
BS	1986	1	444	1	49
OW	2000	1	263	1	70
GL	2004	1	572	1	58
Total			1279	3	
Enzyklopädie					
VD	1973 (historischer Band)	1	236	19	
GE	1982–	11			
Total		12			
2010 ohne Kantonsgeschichte respektive Projekte in Vorbereitung					
SZ		6			
ZG		k. A.			
NW		k. A.			
Gesamttotal		65	29'072	310	

* Plus 30 Nebenautoren.

Verbleiben noch acht: In drei Kantonen hat man auch nach 1980 den Typus Stückwerk der Gesamtedition vorgezogen, so in Bern, im Thurgau und in Uri. Diese folgen, wenn auch qualitativ auf sehr unterschiedlichem Niveau, der politischen Geschichte alter Schule und dem Ein-Autoren-Modell. Spürbar ist aber auch ein Bewusstsein dafür, dass dies nicht mehr genüge. Die Berner Geschichte (Junker 1982–1996) behalf sich mit einem ursprünglich nicht vorgesehenen Band eines zweiten Autors (Pfister 1995). Möglicherweise erklärt es sich auch aus dieser Situation, dass in Bern 1998 unter dem Titel *Berner Zeiten* eine weitere lose Publikationsserie erfolgreich gestartet worden ist, die sich der Historiografie Berns als Stadt und Stadtstaat seit der frühen Neuzeit verschrieben hat. Organisatorisch verfolgt sie einen Mischtypus, indem sie sozialhistorischen Perspektiven folgt, eine grosse AutorInnenschaft beizieht, aber sich sehr stark auf das Milizprinzip stützt. Ganz anders ist die Situation im Kanton Thurgau: Die von einem Laienhistoriker (Schoop 1987–1994) verantwortete, stark auf Verwaltung verengte thurgauische Geschichte versucht durch den Beizug von Beamten oder Vertretern aus Wirtschaft und Verbänden modernen Erfordernissen Genüge zu tun; das gesamte Werk bewegt sich allerdings vollständig ausserhalb des Faches, sodass eine thurgauische Kantonsgeschichte de facto ein Desiderat ist. Nochmals anders zeigt sich die Lage in Uri: Hier ist ein Laienhistoriker im Alleingang und aus Eigeniniative am Werk, der sich nach eigenem Bekunden sowohl um Forschung wie Synthese bemüht und dabei sozialhistorischen Erfordernissen zumindest partiell zu genügen sucht (Stadler-Planzer 1993, 2 Auflagen, vergriffen, Band 2 in Vorbereitung).

Verbleiben noch fünf Kantone: Gemeinsam ist diesen, dass eigentliche Kantonsgeschichtsprojekte fehlen. Es dominieren Werke, die in ausgeprägtem Mass den Charakter einer Synthese für ein breites Publikum haben. In den Kantonen Waadt und Genf sind dies mehrbändige Enzyklopädien, die seit den 1970er-Jahren aufgelegt werden. Geschichtliche Informationen sind hier integraler Bestandteil einer pluridisziplinären Gesamtschau des jeweiligen Raumes. Im Fall von Genf geschieht dies durchgängig; die Waadtländer Enzyklopädie hat der Geschichte einen rein politikgeschichtlichen Band reserviert. Diese Publikationen präsentieren Wissen in kurzen Textsequenzen, sind reich illustriert und erheben keinen Anspruch, wissenschaftlichen Anforderungen zu genügen oder gar allfällige Forschungslücken zu schliessen. Das gilt *mutatis mutandis* auch für die einbändigen Werke, die in Basel (1986, auf Initiative der finanzkräftigen Christoph-Merian-Stiftung zu ihrem 100-Jahr-Jubiläum sowie 2001 anlässlich des Jubiläums 500 Jahre Basel-Stadt im eidgenössischen Bund) sowie in Obwalden (2000) und Glarus (2004) erschienen sind.

Der Überblick über die Kantone ohne Gesamtwerke zeigt, dass sozialhistorisches Wissen den Weg ins Publikum nicht bloss als übergeordnete Perspektive und neu-

artige Präsentationsform angetreten hat, sondern eben so sehr als untergeordnete, bisweilen eklektische Beigabe oder Erweiterung von älteren, aber keineswegs obsoleten Paradigmen und Darstellungsformen. Dazu zählen vorab die Chronologie, meist im Verbund mit politischer Ereignisgeschichte, und die Erzählung. Dies scheint umso mehr der Fall zu sein, je publikumsnäher und fachferner eine Publikation konzipiert wird.

Eine weitere Beobachtung drängt sich auf: Das sozialgeschichtliche Paradigma hat den Bedarf an intellektuellen wie auch an institutionellen, finanziellen und organisatorischen Ressourcen deutlich erhöht. Der «revolutionierte» Typus Gesamtedition ist insbesondere auf neue Forschungsergebnisse angewiesen, das heisst letztlich auf entsprechend ausgerichtete und alimentierte Lehrstühle und Institute sowie die dort ausgebildeten HistorikerInnen. Die Professionalisierung der «vermittelnden» Publikationsgattung ist eine Folge davon. Sie zeigt sich in der Wahl von FachhistorikerInnen, für die Kantongeschichten gerade wegen ihres immanenten Forschungscharakters an Attraktivität gewonnen haben. Professionalisierung zeigt sich weiter in qualitätssichernden Massnahmen durch Begleitkommissionen und generell einem erhöhten Bedarf an finanziellen Mitteln. All das setzt entsprechende Trägerschaften voraus.

Initianten, Träger, Ressourcen

Was braucht es, damit ein Gesamtwerk auf die Beine kommt? Was sind förderliche und was hindernde Umstände?

Der Typus des Gesamtwerks ist auffallend häufig aus Initiativen von historischen Vereinigungen und von interessierten Einzelpersonen (darunter auch Historiker) hervorgegangen, so bereits in den späten 1960er- und frühen 1970er-Jahren im Kanton Freiburg, wenig später im Jura und in Neuenburg, um 1980 in Zürich und im Tessin, um 1990 dann im Wallis und in Schaffhausen. Auch der Kanton Baselland, wo 1983 ein parlamentarischer Vorstoss die Initialzündung gab, lässt sich hier zuordnen. Diese Initiativen dokumentieren ein öffentliches Interesse an einer erneuerten Geschichtsschreibung über die eigene Lebenswelt. Im Kanton Graubünden gab 1988 der Regierungsrat das Signal und begründete dies – kaum zufällig – mit dem «veränderten Interesse des Publikums an Geschichte», wobei er die Befriedigung dieses Interesses als eine grundlegende kulturelle Aufgabe des Kantons verstand, wie es im Vorwort heisst. Auch die Sankt Galler Regierung agierte um 1990 in diesem Sinn.

Für die Phase der Realisierung, angefangen von ersten Konzepten bis zum vorliegenden Werk, wurde die öffentliche Hand eingebunden. Das trifft auch auf die von privater Seite angestossenen Projekte zu, mit Ausnahme des Juras,

und es gelang teilweise nur mit viel Mühe wie im Kanton Tessin, der sich für den Finanzentscheid ein Jahrzehnt Zeit nahm. Die kantonalen Haushalte kamen nicht in jedem Fall für die gesamte Finanzierung auf, sei es dass die AutorInnenarbeit auf freiwilliger respektive universitärer Basis erbracht wurde (FR) oder dass Gemeinden und Firmen namhafte Beiträge leisteten (NE, SH). Öfters stammten die Gelder aus dem Lotteriefonds, im Kanton Baselland aus einem schon länger geäufneten Jubiläumsfonds.

Daraus lässt sich schliessen, dass die Initianten für eine in sozialhistorischem Sinn erneuerte Historiografie in etlichen Kantonen die notwendige Überzeugungskraft entfalten, eine starke Lobby mobilisieren und schliesslich bedeutende finanzielle Mittel in der Grössenordnung von 2–9 Millionen Franken gewinnen konnten. Eine nähere Analyse solcher Prozesse steht bislang aus. Sie müsste nebst den erfolgreichen Implementierungen auch die gescheiterten in den Blick nehmen. Ein Beispiel bietet Basel-Stadt. Hier ging der Impuls für ein – im Anspruch und Terminierung dem Kanton Baselland äquivalentes Parallel-Projekt – von parlamentarischer Seite aus, gefolgt von einem in regierungsrätlichem Auftrag durch universitäre Historiker erarbeiteten Konzept. 1991 sprach das Parlament einen Kredit von 8,8 Millionen Franken, der aber im Jahr darauf in einer von rechtsbürgerlichen Kreisen herbeigeführten Referendumsabstimmung scheiterte. Finanzielle Argumentationen spielte dabei eine zentrale Rolle. Zum Zeitpunkt der Abstimmung zeichnete sich der Konjunktureinbruch der frühen 1990er-Jahre bereits klar ab. Zu den Gründen der Ablehnung zählt Mitinitiant Georg Kreis aber namentlich in den «traditionell ausgerichteten Teilen der Basler Oberschicht» die Befürchtung, «dass ein sozialkritischer Ansatz das Unternehmen prägen werde», und zwar «aus der Erfahrung, dass wissenschaftliche Historiografie heutzutage die überlieferten Geschichtsbilder häufig nicht bestätigt und dem Publikum, das von der Geschichte die Vermittlung idyllischer Fluchtbilder erwartet, zugemutet wird, sich mit unbequemen Befunden auseinanderzusetzen».[7] In der damaligen publizistischen Auseinandersetzung wurde dies nur verklausuliert verhandelt: Markus Kutter etwa portierte die Ansicht, ein solches Werk müsse ein verbindliches Geschichtsbild liefern und könne darum nicht einem Team anvertraut werden, sondern bedürfe eines alleinigen Autors – ein dazu befähigter sei aber nicht in Sicht.

Die Hürde, die sozialhistorische Unternehmungen auf ihrem Weg in das breite Publikum der Landesgeschichte zu überwinden haben, ist die alte Frage nach der Nützlichkeit. Anders gesagt: Es geht um eine Verständigung über die gesellschaftliche Funktion von Geschichtswissen, also das Angebot in Sachen Wahrheit, Identitätsstiftung und Handlungsorientierung. Das ist natürlich nicht überraschend. Sozialgeschichte ist (oder war zumindest) ein genuin politisches Projekt. Für SozialhistorikerInnen der ersten Stunde war die Geschichtsschrei-

bung eines Staates, und Kantone sind Staaten, zugleich Mission, Chance und Bewährungsprobe. Das sozialhistorische Paradigma war gleichbedeutend mit der Verabschiedung einer an Staat und vorherrschender politischer Strömung orientierten Konsensgeschichte zugunsten einer Konfliktgeschichte. Die 1982 erschienene *Geschichte der Schweiz und der Schweizer* stand exemplarisch für diese Wende. Festgemacht wurde sie vor allem an der Relativierung von einigen identitätsstiftenden Ereignissen: der Relativierung von 1291 und dem Abschied von Wilhelm Tell, weiter an der Darstellung der Zwischenkriegsjahre und des Zweiten Weltkriegs, die sich von der Optik des Widerstands und des Überlebens in Bedrängnis löste und sich dafür auf die Partizipation und Mitverantwortung der Schweiz richtete.[8] Mehrere Initianten von Kantonsgeschichten (ZH, TI) nennen die sich in die Tradition der *Annales* stellende *Geschichte der Schweiz und der Schweizer* als Ansporn und Vorbild.[9]

Das Konfliktpotenzial, das sich zwischen sozialhistorischem Anspruch und repräsentativem Charakter der traditionsreichen Publikationsgattung eröffnet, wird in einleitenden Selbsterläuterungen von Herausgebern und AutorInnen greifbar. Das Reizwort heisst Jubiläum. Jubiläen sind – in ihrer Eigenschaft als öffentliches historisches Interesse generierende und legitimierende Ereignisse – auch für die Genese des neuen Typus Kantonsgeschichte von Bedeutung. Dazu zählen klassischerweise der Beitritt zur Eidgenossenschaft oder die Kantonsgründung (FR, SG, SH, BL), etwas gesuchte Jubiläen wie 125 Jahre demokratische Kantonsverfassung Zürich, sowie Jubiläen von historischen Vereinen (NE, VS). Der verpönten Gattung der Jubelschriften angehören wollte jedoch keine Kantonsgeschichte. Besonders die Initianten aus dem Geist der 1970er- und 80er-Jahre markieren in ihren einleitenden Texten eine klare Distanz zum Staat respektive zu jeder Art von staatsorientierter, gar offiziöser Geschichtsschreibung. Heutige Ohren mögen sich wundern über die vehementen Statements, mit denen sich Herausgeber und Autorinnen bis weit in die 1990er-Jahre bisweilen wortreich dagegen verwahren, in irgendeiner Weise einem Heimatgefühl oder gar der Pflege von Mythen dienen zu wollen (besonders pointiert bei Sablonier, zum Beispiel ZH, Bd. 1, GR, Bd. 1).

Inwiefern ein mit öffentlichen Geldern und politisch-parlamentarischem Segen erfolgreich realisiertes sozialhistorisches Projekt auch auf eine erfolgreiche Überzeugungsarbeit oder gar eine Verständigung über den öffentlichen Nutzen von sozialhistorischem Wissen schliessen lässt, muss hier offen bleiben. Fest steht immerhin, dass magistrale Vorworte und fachhistorische Einleitungen sich durchwegs an der Frage der identitätsstiftenden, zukunftsweisenden oder sonstwie handlungsrelevanten Funktionen von Geschichte abarbeiten. Dabei fällt auf, dass in der Romandie ein relativ unproblematisches Verhältnis zwischen den VertreterInnen des öffentlichen Interesses und HistorikerInnen zu herrschen

scheint; man ist sich einig, dass es um die Identität einer Region und ihren Weg in die Zukunft geht. Dass dazu Reflexion – also auch kritische Distanz – notwendig sei, ist unbestritten. Der sozialhistorische Anspruch scheint mit der traditionellen Funktion der Landesgeschichte gut vereinbar. Im Tessin, wo die Kantonsgeschichte aus Eigeninitiative der Autoren entstand und von keiner staatlichen Stelle gefordert oder kontrolliert wurde, war die identitätsstiftende Reflexion für eine *comunità di cittadini* zentral – die Verständigung mit öffentlichen Instanzen fand vorab nicht statt und stiess später in finanzieller Hinsicht offensichtlich auf Schwierigkeiten, wie Raffaello Ceschi im Vorwort andeutet. Ob Geschichte orientierende Funktion wahrnehmen könne oder solle, wird dagegen in der deutschsprachigen Schweiz eher bezweifelt oder für unnötig erklärt. Die Sankt Galler Regierung etwa lässt offen, ob Geschichte «Anleitung für das Handeln in der Gegenwart gebe», formuliert aber zugleich die moralische Erwartung, dass «Geschichte Auftrag [sein] soll, uns für eine humanere und solidarische Gesellschaft einzusetzen» (SG, Bd. 1: 5). Der Baselbieter Regierungsrat Peter Schmid verabschiedet die Gretchenfrage nach dem Lerneffekt aus der Geschichte und gibt zu bedenken – in durchaus richtiger Erkenntnis der Anliegen erneuerter Historiografie – ob es nicht eher die an Zukunftsfragen der schreibenden HistorikerInnen orientierten Fragestellungen seien, die historisches Wissen relevant machen. Nachdenklich stimmt ein Beispiel aus der Zürcher Kantonsgeschichte: Man sei nicht angewiesen auf die Entwicklung eines «einenden Bewusstseins», wie das «im Ausland» offenbar von veröffentlichter Geschichte erwartet werde, schreibt die Regierungsrätin Hedi Lang und befreit «Geschichte» grosszügig von einer identitätsstiftenden «Nutzanwendung» (Bd. 3: Vorwort). Doch was vordergründig progressiv wirkt, stellt die Relevanz sozialhistorischen Wissens infrage, denn: Man wisse um die zürcherische «Tradition der gegenseitigen Achtung» und «das altgeübte Miteinander», das auch mitgeholfen habe, «neue Klassengegensätze zu mildern», begründet Lang – und lässt sich in dieser «Wahrheit» auch von der im entsprechenden Band de facto an wirtschaftlicher Strukturdominanz, gesellschaftlicher Ungleichheit und sozialen Spannungen interessierten Darstellung nicht beirren. Sozialgeschichte als geduldete, aber folgenlose Perspektive?

Forschung als Knackpunkt

Ob Sozialgeschichte im Publikum ankommen kann und darf, entscheidet sich nicht zuletzt am Budget. In den meisten Kantonen fehl(t)en bisher die notwendigen Voraussetzungen (neben den materiellen teils auch die des öffentlichen Interesses), um eine auf sozialhistorischer Forschung basierende Synthese

schreiben zu lassen. Das hängt gleichermassen mit der vergleichsweise kurzen Phase intensiver sozialhistorischer Forschung und den beschränkten personell-institutionellen Ressourcen zusammen. Kantonsgeschichten sind daher mit dem Anspruch konfrontiert, Forschungsarbeit zu finanzieren. Dieser ist in der herkömmlichen Auffassung als «vermittelndem» Werk jedoch nicht verankert. Der grosse Forschungsbedarf ist daher ein Hindernis der Sozialgeschichte auf ihrem Weg ins Publikum. Wurde es überwunden und wie? Es lassen sich vier Varianten feststellen: Die erste ist die günstigste: Fehlende Forschung kann ein Umstand sein, der ein Grossprojekt voranbringt und legitimiert. Das ist ausgesprochen der Fall im Kanton Basel-Landschaft und in Schaffhausen. Beide Projekte räumten der Forschung einen besonders grossen Stellenwert ein. In Baselland reichten die Mittel – 9 Millionen Franken– aus, um während zehn Jahren eine Forschungsstelle zu betreiben, die in einer ersten Phase zahlreiche Einzelprojekte finanzierte (oft zugleich Dissertationen), die als Monografien erschienen. In einer zweiten Phase entstand auf dieser Basis eine mehrbändige Edition zuhanden des breiten Publikums. Aus dem mit 2 Millionen Franken weniger üppig dotierten Schaffhauser Projekt (das sich auf die Zeit seit 1800 beschränkt) resultierten dagegen mehrheitlich detailreiche und minutiös belegte Einzelstudien. Doch hier zwangen die Mittel dazu, Forschungsergebnisse und publikumsgängige Synthese zu vereinen, was zu drei voluminösen und schweren Bänden führte.

Die zweite Variante ist ein Forschung-Darstellung-Hybrid: die nicht ganz einfache Kombination eines offiziellen Verzichts auf Forschung und einem inhaltlichen Anspruch, der sich ohne Forschung nicht einlösen lässt. Ein Beispiel dafür liefert die Sankt Galler Geschichte. Hier wurde im Vorfeld zwar anerkannt, dass grosser Forschungsbedarf bestehe, dieser aber im Verlauf der Aushandlung mit den politischen Gremien fallengelassen. Eine Reduktion der Breite oder Systematik des Ansatzes scheint jedoch nicht – oder jedenfalls nicht explizit – stattgefunden zu haben.

Die dritte Variante ist die Reduktion des Anspruchs. Dass es möglich ist, bei limitierten Ressourcen und reduziertem inhaltlichen Programm sozialhistorische Perspektive und Qualität zu bieten, zeigt am besten die Tessiner Kantonsgeschichte.

Schliesslich gibt es, als vierte Variante, auch den Verzicht auf Forschung zugunsten eines knappen Publikumsbands. Ein gutes Beispiel dafür bietet der Kanton Obwalden. Klar wird bei dieser Lösung auch, dass sozialhistorisches Wissen in ein chronologisch-narratives Schema eingebunden wird und eher an Themen interessiert ist, die aus dem Programm der erweiterten Sozialgeschichte stammen (Alltag, Frauenleben), während gesellschaftshistorisches Wissen mit sozialkritischem Potenzial wegfällt. Auch die ganz anders gelagerte *Glarner Geschichte in Geschichten* ist hier einzuordnen. Wie der Titel schon andeutet,

handelt es sich um ein Lesebuch, das eine grosse Zahl von Quellentexten abdruckt, integral oder partiell und jeweils versehen mit Kommentaren. Das setzte zwar umfangreiche Recherchen voraus. Doch Forschung, Synthese oder sozialhistorisches Wissensparadigma sind hier kein Ziel, sondern es geht explizit um die unstrukturierte Vielfalt vergangener Lebenswelten und das Handeln, Fühlen und Denken von Menschen aus früheren Jahrhunderten, vorzugsweise aus der frühen Neuzeit und bis längstens zum Jahr 1950.

Wie lesen sich sozialhistorische Kantonsgeschichten?

Der Knackpunkt Forschung ist auch ein Knackpunkt für die Darstellung und eine Herausforderung für Autorinnen und Autoren. Die Aufgabe, zugleich neue Forschungsergebnisse zu präsentieren und eine publikumsorientierte Umsetzung zu bieten verlangt viel Können und Erfahrung – und sie stösst an Grenzen. Sie gesellt sich zum ohnehin bestehenden Handicap der narrationsfernen und unter Schematismus leidenden Sozialhistorie und erleichtert ihr den Weg ins lesende Publikum keineswegs. Vielleicht zeigen die real existierenden Kantonsgeschichten gerade darum eine enorme Vielfalt an Lösungen, angefangen bei Gliederung über Textsorten, Schreibweisen, Bebilderung bis hin zu Schrift und Format. Der Anteil der Autorinnen und Autoren ist dabei sehr hoch. Sie sind es, welche die konkrete Gestalt sozialhistorischer Landesgeschichte wesentlich prägen und sehr grosse Spielräume innerhalb eines konzeptionellen Rahmens ausloten. Die Gretchenfrage also zum Schluss: Wie liest sich Sozialgeschichte für ein mehr oder minder breites Publikum? Nach welchem (theoriebezogenen) Muster ist sie gestrickt? Und wie hält sie es mit dem Erzählen?[10]

Die folgende Tour d'Horizon ist chronologisch angelegt und setzt in den späten 1970er-Jahren ein. Die einzelnen Werke und Editionen müssen aus Gründen der Praktikabiliät summarisch und nur punktuell vertieft betrachtet werden. Einlässlicher diskutiert werden einige Beispiele, die als gelungen, interessant oder problematisch erscheinen. Die Auswahl unterliegt zwangsläufig auch der subjektiven Einschätzung.

1978 erschien zum 175-Jahr-Jubiläum des Kantons die Fortsetzung der Aargauer Geschichte in zwei Bänden (zusammen mit dem neu aufgelegten ersten Band von 1953). Die beiden Autoren liefern die wohl ersten Beispiele der Implementation von Sozialgeschichte in eine Kantonsgeschichte. Heinrich Staehelin zeigt sich als überzeugter Sozialhistoriker, der sich seines innovativen Vorgehens bewusst ist (AG, Bd. 2: 6). Er gliedert den Band zum 19. Jahrhundert nach Sachbereichen und bevorzugt mit Ausnahme des Kapitels zur politischen Geschichte durchwegs ein strukturelles Vorgehen vor einem chronologischen. Der Autor genügt

weiteren zentralen sozialhistorischen Merkmalen, indem er auf Transparenz und Nachvollziehbarkeit achtet, sein Vorgehen erläutert und Aussagen mit Quellen und Literatur belegt. Das liest sich angenehm, weil Staehlin sein Publikum mit Fragen abholt und an die Ergebnisse heranführt, gelegentlich Vergleiche zur Erfahrungswelt der Lesenden macht, etwa mit dem Hinweis, die Geburtenzahlen des Aargaus in der Mitte des 19. Jahrhunderts würden an die heutigen Entwicklungsländer erinnern (201). Zwischendurch gibt er auch einzelnen Personen wie dem Brandstifter Welti viel Raum, lässt dann aber quantitative Daten zur Kriminalität im Aargau folgen (223–226). Willi Gautschi dagegen, Autor des Bandes zum 20. Jahrhundert, mochte sich nicht «auf statistisch-quantitative Geschichte beschränken», sondern vorrangig das «Beziehungsgeflecht der Entscheidungsprozesse, die das öffentliche Leben massgeblich bestimmen», untersuchen und dies «im vollen Bewusstsein des Vorranges sozialer und ökonomischer Gegebenheiten» (AG, Bd. 3: 15). Damit verfolgte er allerdings keine unkritische Geschichte, sondern musste sich im Gegenteil gegen politische Druckversuche zur Wehr setzen, wie er im Vorwort sagt. Gautschi liefert eine andere Form sozialhistorischer Implementation: In einer chronologischen Disposition ordnet er jedem Zeitabschnitt ein Unterkapitel zu sozial- und wirtschaftshistorischen Aspekten zu. Eine Untersuchung der kantonalen Elite, wie sie Staehelin für das 19. Jahrhundert liefert, sucht man für das 20. Jahrhundert allerdings vergeblich.

1980 – Pioniere: Freiburg, Jura, Neuenburg

Die 1981 erscheinende Geschichte des Kantons Freiburg (in deutscher und französischer Parallelausgabe) ist der Prototyp der Gesamtwerke. Beteiligt sind 46 AutorInnen, alle universitär angebunden, die unter der Leitung von Roland Ruffieux und «unter dem Einfluss der französischen Schule der Annales» (FR, Bd. 1: 10) Sozialgeschichte als breite Palette von Themen und Perspektiven vorlegen. Die Gliederung baut auf grossen Epochen auf und ordnet diesen einen Mix aus chronologischen und diachronen Kapiteln zu. Der zeitliche Schwerpunkt liegt in der Vormoderne; das 20. Jahrhundert wird nur in seinen Anfängen betrachtet und die Darstellung franst bei Beginn des Zweiten Weltkriegs aus. Demografie und Wirtschaft sind durchwegs verfolgte Themenstränge. Verbindende Klammer ist die Betrachtung des Raumes, aufbauend auf den Ergebnissen zur Lokal- und Regionalgeschichte am Mediävistischen Institut und am Institut d'histoire moderne et contemporaine. Das sind gute Voraussetzungen für synthetisierende und an örtlichen Spezifitäten orientierte Texte, die hohe Anschaulichkeit erreichen. Allerdings hat an manchen Orten die «an Quellen orientierte Forschung [...] Oberhand über die Grundidee einer

allgemein verständlichen Darstellung auf gutem wissenschaftlichen Niveau gewonnen», wie Ruffieux selbstkritisch anmerkt (FR, Bd. 1: 11). Das hatte Folgen für den Umfang, der sich im Lauf der Arbeit verdoppelte (1155 Seiten). Freiburg liefert auch den Prototyp punkto äusserlicher Erscheinung: Zahlreiche Abbildungen, Karten und Tabellen bereichern die Bände. Das trug selbstredend zur Steigerung des Volumen, vor allem aber des physisches Gewichts bei, denn es zog die Verwendung von schwerem Papier nach sich. So publikumsfreundlich die Intention dahinter ist, steigert sich die Attraktivität nicht linear. Der Grenznutzen dürfte erreicht sein, wenn sich ein Band kaum mehr mit einer Hand aus dem Regal nehmen geschweige denn in bequemer Stellung lesen lässt. Bei der Freiburger Geschichte gelingt das gerade noch.

Das trifft auch für den einen Band zu, den die *Nouvelle histoire du Jura* (1984) beansprucht, um dem neu entstehenden politischen Gebilde seine Geschichte als Raum zu geben. Der Titel ist wörtlich zu nehmen: Die AutorInnen sind ganz und gar der *nouvelle histoire* verpflichtet und legen eine äusserst knapp gehaltene, im besten Sinn popularisierte Regionalgeschichte vor, die sich auf gutem wissenschaftlichen Niveau bewegt. Auch gestalterisch ist sie dem Freiburger Prototyp verwandt. Überdies verzichtet sie auf Fussnoten. Dafür haben sich auch die Neuenburger entschieden. Mit den drei Bänden der *Histoire du Pays de Neuchâtel* (1989–1993) entwickeln sie den Freiburger Prototyp weiter. Inhaltlich sind Territorialbildung und Bevölkerung die grundlegenden Perspektiven, sozioökonomische Strukturdaten werden untergeordnet. Neuenburgische Sozialgeschichte tritt den LeserInnen überdies klar als Geschichte der Politik und politisch tätiger Familien entgegen (in Band 1 am deutlichsten aus raumbezogener Sicht). Das schafft starke lokale Bezüge. Unterstützt wird dies durch Präsentationsformen, die in Inhalt und sprachlichem Duktus auf Erfahrungswissen der Lesenden Bezug nehmen (exemplarisch etwa die Präsentation neuer Forschungsergebnisse aus dem Paläolithikum). Was die Epochen betrifft, gewichten auch die Neuenburger Mittelalter und Frühe Neuzeit stärker als die Zeit nach 1800. Identitätsstiftender Raumbezug und soziale Unterschiede lassen sich hier offenkundig entspannter diskutieren als für spätere Zeiten. Für das 19. und 20. Jahrhundert sucht man vergeblich nach Hinweisen auf soziale Schichtung, Alltag und Lebenswelten. So erfährt man nichts über die Uhrenfabrikanten als neue soziale Schicht, ebenso wenig über ihren Gegenpart, die UhrenarbeiterInnen. Deren Existenz erschliesst sich allein über einige Bilder und Bildlegenden.

Auch formal entwickeln die Neuenburger den Typus Gesamtwerk weiter und präsentieren ihre Arbeit durchaus selbstbewusst als Markstein. Als Merkmale gelten – zu Recht – die einfache Sprache, der grosse Bildanteil sowie die bibliografischen Hinweise am Ende jedes Kapitels (NE, Bd. 2: Préface). Überzeu-

gend wirkt auch die übersichtliche Seitengestaltung mit einspaltigem Lauftext, Seitenspalten und grosszügiger Kapiteleröffnung. Nicht hervorgehoben wird vom Herausgeber der erwähnte Verzicht auf Fussnoten – ein Entscheid, den ein Deutschschweizer Kollege zweifellos hätte kommentieren müssen. Darin zeigen sich die unterschiedlichen publizistischen Traditionen, welche die schweizerischen Kantonsgeschichten mitprägen – durchaus zu ihrem Nutzen. Der Verzicht auf Fussnoten hat bislang allerdings in der Deutschschweiz keine Nachahmung gefunden. Die einzige kantonsgeschichtliche Publikation, die auf Fussnoten verzichtet, gilt offiziell gerade nicht als Teil der kantonalen Geschichtsschreibung: Es ist die *Geschichte des Aargaus* in einem Band, die explizit als Publikumsbuch (in regierungsrätlichem Auftrag) geschrieben wurde.[11] Der schmale und handliche Band dürfte zugleich auch der Prototyp einer landesgeschichtlichen Publikation sein, die weitgehend auf einer bereits existierenden, aber infolge ihres Forschungscharakters als zu akademisch beurteilten Kantonsgeschichte aufbauen und in der Vermittlung einen Schritt weiter gehen konnte; für die Zeit nach 1945 war jedoch auch eigene Recherche zu leisten. Hier liest sich Sozialgeschichte (unter dem Obertitel «Alltag» oder «Gesellschaft») anschaulich und auf wesentliche Aussagen vereinfacht.

1990 – Strukturblicke und politischer Anspruch: Zürich, Graubünden, Tessin

Wurde die Neuenburger Geschichte zum *modèle du genre*, als das sie Lucienne Hubler 1992 begrüsste? Knapp zwei Jahrzehnte und zahlreiche Editionen später möchte man sagen: Ja bezüglich Bebilderung und Kombination von Textsorten (vor allem im Vergleich zu den früheren reinen Lesebüchern); nur bedingt ja bezüglich der Orientierung an der französischen Regionalgeschichte und nein, was die Konzentration auf Synthese und den Verzicht auf Forschung betrifft.
Das lässt sich zum Beispiel an der *Geschichte des Kantons Zürich* zeigen, die zwischen 1994 und 1996 erschien. Die drei Bände treten gestalterisch einheitlich, in der Präsentation von Sozialgeschichte ausserordentlich heterogen auf. Während der Band zur Frühen Neuzeit (Bd. 2) der politischen Ereignisgeschichte und männlichen Akteuren den Vorrang einräumt und sozioökonomische Aspekte an den Rand drängt, positionieren sich die Autoren des Bands zum 19./20. Jahrhundert (Bd. 3) am anderen Ende der Skala: Er ist ein klares Bekenntnis zur historischen Sozialwissenschaft, die gesellschaftlichen Wandel, soziale Ungleichheit und überhaupt die Transformation von Lebensraum und -formen in Abhängigkeit von wirtschaftlicher Dynamik sieht. Sozialgeschichte liest sich hier als sektorielle Geschichte, die sich aber zu einem grossen Ganzen fügt. Erleichtert wurde dies, indem die Autorschaft auf fünf Personen beschränkt

blieb und diese entweder allein oder im kleinen Team ganze Buchteile verfassen konnten. Zudem sorgte die wissenschaftliche Prägung und Zugehörigkeit zur Zürcher Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte für eine gewisse *unité de doctrine*. Der Charakter des Schematischen wird vermieden, indem die Sektoren anschaulich betitelt werden, etwa durch Quellenzitate und journalistische Wendungen wie «Marx und Helvetia» oder «Bürgerblock und rote Fahnen». Um Anschaulichkeit sind die AutorInnen auch im Lauftext bemüht. Der rote Faden ist zwar der analytische Blick, der sich dem einzelnen Zeitgenossen in der Regel verschliesst. Doch die Erfahrungswelt der Einzelnen findet in der soziostrukturellen Makroperspektive ihren Platz. Das Rezept ist der strategische Wechsel in der Betrachtungsperspektive: Gleich vereinzelten Stimmen aus dem Meer der Vielen werden einzelne Sentenzen aus Lebensberichten und dergleichen eingefügt und als Elemente verdichteter Erfahrung punktgenau eingewoben (ein Beispiel in Bd. 3: 411 f.). Detailreicher und gesprächiger geht es in den Randspalten zu: Diese werden oft für Quellenzitate genutzt, die teils auch individuelle Erlebnisse und Erinnerungen wiedergeben. Band 1 der Zürcher Geschichte schliesslich, der den langen Zeitraum von der steinzeitlichen Besiedelung bis um 1500 darstellt, zeigt sich unter der Ägide des Mediävisten Roger Sablonier von der französischen Regionalgeschichte inspiriert. Er eröffnet ihn mit einer auffallend langen Einleitung und dem programmatischen Anspruch, mehr zu liefern als die regionale Deklination der Nationalgeschichte. Wohl als kleinen Kontrapunkt gegen «zu viel Strukturdominanz» beschwört er die Darstellung «der Lebenswelten aller, der Frauen und Männer, Jungen und Alten, der Reichen und Armen, Mächtigen und Randständigen» als Ziel (Bd. 1: 13). Sablonier räumt indessen ein, dass «solche neuen Sehweisen» nicht durchgehend «erfolgreich zur Anwendung gekommen» sind. Es herrsche Heterogenität vor, die man bewusst nicht vereinheitlichte, da die «Zeiten einer einzigen, kanonisierten Darstellungsweise von Geschichte ohnehin vorbei» seien. Mit entsprechenden Folgen für das Publikum: «Leserinnen und Lesern wird dadurch allerdings die Lektüre nicht erleichtert – vielleicht aber doch auch spannender gemacht». Sablonier setzt auf Komplizenschaft: «Auch die interessierte Leserschaft wird letztlich mit Genugtuung feststellen, dass Geschichte nicht auf eine euklidische Geometrie mit ihren linearen Klarheiten reduzierbar ist.» (Bd. 1: 14). Was die textlichen Qualitäten anbelangt, entdeckt man als interessierte Leserin dieses Bandes sehr viel Darstellendes, oft aus einer souverän wissenden Haltung dargeboten, eher wenig Fragen und kaum erzählende Passagen. Tatsächlich geht es immer wieder um die Menschen und ihre Lebenswelten, doch dargestellt aus einer gewissen einförmigen Distanz, was auch den Quellen geschuldet sein mag. Am nächsten «dran» ist man vielleicht bei Personenbeispielen aus Gerichtsakten, die indes nur in wenigen Sätzen aufscheinen und als illustrierende Belege fungieren. Roger

Sablonier verschrieb sich in der Folge der weiteren Implementierung der französischen Regionalgeschichte in der Deutschschweiz, namentlich im Rahmen der 1988 als Spin-off der Universität Zürich gegründeten «Beratungsstelle für Landesgeschichte».[12] Diese wurde in der Folge in mehreren Kantonsgeschichten für Konzept, Beratung und Text beigezogen, zuerst vom Kanton Graubünden (später Glarus, Schwyz und Zug).

Das 2000 erschienene *Handbuch der Bündnergeschichte* ist, seinem Namen zur Ehre gereichend, ein dreibändiges, nach Epochen organisiertes Kompendium mit Sachartikeln und einem ergänzenden vierten Band mit Quellentexten; 2005 erlebte es eine zweite Auflage. Die AutorInnen waren formal einem strengen Raster verschiedener Texteinheiten unterworfen, das leichte Orientierung schaffen und damit die Benutzbarkeit erhöhen soll. Dem entspricht auch die etwas an ein Schulbuch erinnernde, aber dennoch abwechslungsreiche Gestaltung. Trotz des formal engen Korsetts zeigen die AutorInnen auch hier eine enorme Vielfalt in Stoffgestaltung und Textqualitäten. Auch inhaltlich ist die Vielfalt Programm, wiederum im Sinn einer über das staatlich-politische hinausreichenden Darstellung «aller Lebensbereiche und Handlungsweisen der Menschen». Dies wird teilweise hervorragend umgesetzt, so vor allem in einem Beitrag zur ländlichen Gesellschaft Graubündens in der frühen Neuzeit von Jon Mathieu, die in allen Facetten – von ihrer Umwelt, Arbeit über Familie und Verwandtschaft bis zu sozialen Hierarchien – knapp und verständlich beschrieben wird. Dieser Zugriff verliert seine Konturen auch hier im 19. Jahrhundert und kapituliert im 20. Jahrhundert: Die Zeit nach 1945 wird zur «Zeitgeschichte» erklärt und chronologisch dargestellt.

Ganz und gar kein Handbuch ist die Tessiner Kantonsgeschichte. Um 1980 initiiert und in den 1990er-Jahren geschrieben, bietet das sinnigerweise als *Storia della Svizzera italiana* betitelte Werk eine zwar ebenfalls der französischen Regionalgeschichte verpflichtete, aber ganz andere Variante breit lesbarer Sozialgeschichte: nämlich eine lose wirkende Folge thematischer Beiträge. Die Aufmerksamkeit richtet sich stark auf den Raum und seine politische Konstruktion. Unter bisweilen überraschenden Titeln wie «Strade, Bosche e migrazioni» werden Ausschnitte aus einem grossen Ganzen präsentiert. Sie orientieren sich nicht an Strukturbegriffen, sondern an Fragen, die das Leben oder auch die Optionen der Tessiner Bevölkerung betreffen. Das wirkt erfrischend. Wie liest sich das? Die Tessiner vertrauen ganz und gar auf gute, eigenständige Texte, die Interesse und Spannung generieren und so schlicht zum Lesen – und nicht zum Blättern – animieren. Es gibt keine überperfekte Strukturierung in Textelemente und keine didaktischen Beigaben in Form von Kästchen und dergleichen. Die didaktische Leistung findet vollständig im Lauftext statt. Als Einstieg in ein Kapitel dient beispielsweise der knappe Aufriss einer Problematik, die Bezugnahme auf den gegenwärtigen Erfahrungshorizont der Lesenden, eine Anlehnung an andere Autoren. Gelegent-

lich werden auch personalisierende Geschichten als Appetizer eingesetzt. All dies kommt mehrheitlich in einem erzählenden und beschreibenden Stil daher. Der Preis für den selektiven Zugang – Tribut infolge fehlender Mittel – ist der Verzicht auf wünschbare, aber nicht realisierbare Inhalte. Dazu zählt in erster Linie die Frauengeschichte sowie allgemein eine *gender*-Perspektive, ebenso das Alltagsleben.

2000 – Vielfalt, Tiefenschärfe und französische Eleganz: Baselland, Schaffhausen, Sankt Gallen, Wallis

Was den Tessinern fehlt, machten die Konzeptoren der gleichzeitig erarbeiteten Baselbieter Geschichte zum Programm: *gender* und der Blick «von unten» sollten die wichtigsten Perspektiven sein. Diese Favorisierung (damals stark mit den erstarkten Strömungen der Frauen- und Alltagsgeschichte respektive der *microstoria* verbunden) wurde als klare Reaktion auf die zu Beginn der 1990er-Jahre bereits deutlich im Umbrauch stehende Sozialgeschichte verstanden. Grundsätzliche Orientierung fanden auch sie in der französischen Regionalgeschichte, wobei sie diese um den Blick auf Herrschaft und Konflikt erweiterten (was im Wesentlichen die Bereiche Staat, Verwaltung und Politik abdeckt). Langfristigen Transformationen kommt viel Bedeutung zu; neben Demografie und Wirtschaft gibt es auch Langzeitbetrachtungen zu Landschaftswandel, Arbeit und Musse sowie zu Umweltwahrnehmung. Weniger gewichtet werden soziale Gruppen und Ungleichheiten sowie die Vergesellschaftung an sich – und zwar umso weniger, je gegenwartsnäher die beschriebene Zeit.

Wie lösen die Autorinnen und Autoren den – selber gesetzten – Anspruch um, zu erzählen und zu «unterhalten» (Bd. 1: 22)? Dieses Ziel lag insofern nahe, als die Baselbieter sich ja in der glücklichen Lage befanden, nach langer Forschungsphase eine eigenständige Synthese schreiben zu können. Wer ein romanartiges Werk oder gar die Rückkehr zur grossen Gesamterzählung erwartet, wird indessen enttäuscht. Wohl zieren die sechs Halbbände jeweils eingängige Leitbegriffe wie Arbeit und Glaube, Armut und Reichtum. Doch verzichten die AutorInnen darauf, diesen bei der Stoffgliederung eine klar übergeordnete Rolle zu geben. So präsentieren die Inhaltsverzeichnisse eine nicht leicht überschaubare Fülle an Kapiteln, die ein gleichwertiges Nebeneinander von Übersichten (an Strukturbegriffen oder Sektoren orientiert) und Teilaspekten (etwa zur Alltagskultur) bieten. Das erweckt den Eindruck von Vielfalt und transportiert zugleich – der Intention der Autorschaft gerecht werdend – die Botschaft, dass Wissen immer nur partiell zu haben ist. Grosse Deutungen oder gesamthafte Erklärungen sind nicht die Sache der Baselbieter

Autoren. Es entspricht denn auch einer bewussten Entscheidung, vollständig den Lesenden die Wahl zu überlassen, wo sie einsteigen möchten. Zwar trifft das in gewissem Mass auch auf andere Kantonsgeschichten zu. In der Baselbieter ist das Prinzip sehr weit vorangetrieben und findet in der Parallelführung von unterschiedlichen Textsorten seine Fortsetzung: Es gibt einen (einspaltigen) Lauftext und – im unteren Viertel der Seiten – einen weiteren, zweispaltigen Lauftext, das «Buch im Buch». Diese dem Zeitungsroman nachempfundene Textspur soll dem Persönlichen, dem Detail und der Erzählung festen Raum geben. Umgesetzt haben die AutorInnen das Konzept allerdings höchst individuell. Manche lassen es sich nicht nehmen, auch im Haupttext mit dichten Ereignissen, persönlichen Stimmen und erzählerischen Momenten zu arbeiten – sehr zum Vorteil von Anschaulichkeit und Attraktivität, wie etwa Ruedi Epple es im Kapitel «Risiko – Kehrseite des Wohlstands» (Bd. 6) vorführt. Die Regel ist dies aber keineswegs. Die Lauftexte verfahren in der Regel erklärend und beschreibend und bedienen sich dabei einer unprätentiösen Sprache. Auch das Mittel der journalistischen Zuspitzung wird angewendet, wobei dies bisweilen zur Überbrückung fehlender Forschung verwendet wird (zum Beispiel Bd. 5, Kapitel Schule, Bildung, Erziehung). Im «Buch im Buch» trifft man dagegen längst nicht nur auf erzählend Unterhaltsames. Wohl ist hier die Zahl konkreter Beispiele relativ hoch, doch die Art der Präsentation gibt sich lieber darstellend, erläuternd oder kommentierend als erzählend. Bisweilen ist es für Lesende nicht ganz einfach zu verstehen, wieso zusammengehörig scheinende Informationen auf Haupttext und Feuilletonspur aufgeteilt werden (zum Beispiel Bd. 2, grundherrschaftliche Verwaltungsorganisation). Überzeugend ist dagegen die ebenfalls zu beobachtende Nutzung des «Buches im Buch» für die Darstellung von Quellenlage oder Forschungsstand und -methoden (zum Beispiel für die Urgeschichte). Übers Ganze gesehen hat der erzählend-unterhaltende Duktus eine verhaltene Note. Zieht man das über lange Jahre gepflegte fundamentale Misstrauen allem Erzählerischen gegenüber in Betracht, kann das nicht erstaunen. Die Baselbieter Geschichte beschreitet mit den – auch für die Schreibenden – ungewohnten Vorgaben durch innovative Textgefässe aber bewusst neue Wege und bietet reiches Anschauungsmaterial, wenn man sich ins Bild setzen möchte, wie erzählte Geschichte im posthistoristischen Zeitalter geschrieben werden kann. Ausserdem setzte sie diesen Weg jüngst selber fort: An Stelle einer Neuauflage fiel der Entscheid, eine Web-Umsetzung erarbeiten zu lassen. Seit Januar 2010 ist die von Daniel Hagmann, selber Autor in der Printversion, erarbeitete sowie visuell und neu auch auditiv angereicherte Baselbieter Geschichte online (http://www.baselbietergeschichte.ch).

2001 erschien nebst der Baselbieter auch die Schaffhauser Kantonsgeschichte. Sie ist aus etwas anderem Holz geschnitzt. Die drei Bände behandeln auf 2000 Sei-

ten den Zeitraum seit 1800, während die Baselbieter auf rund 1500 Seiten in vorschriftlicher Zeit bei den ersten Siedlungsspuren einsetzt. Darin spiegelt sich der intendierte Forschungscharakter der Schaffhauser Geschichte. Wie bereits angedeutet, ist sie weniger Synthese als Kompendium. Konzeptuell orientieren sich die AutorInnen an einer struktur- und wirtschaftsorientierten Sozialgeschichte. Allerdings erweitern die Schaffhauser die Perspektiven (Geschlecht, Umwelt, Alltag) und setzen regionale Akzente (namentlich auf die Lage an der Landesgrenze und die Weltkriege). Die Schaffhauser Geschichte spiegelt damit die in den 1990er-Jahren stark in Erweiterung und Umbau begriffene Sozialgeschichte. Pluralität im Sinn einer gewissen Unverbundenheit sowie Forschungscharakter im Sinn von Detailreichtum und Quellennähe sind die Leitplanken, die Inhalte, Ansätze und textliche Qualitäten bestimmen. Schaffhauser Sozialgeschichte liest sich als sektorielle Geschichte, aber kaum als (integrierte) Gesellschaftsgeschichte. Ein Denken in Klassen und Schichten ist zwar durchgängig präsent. Aber die Ausführungen zu bestimmten gesellschaftlichen Gruppen bleiben summarisch oder sind nur Verweise auf die Existenz einer «reichen Oberschicht» oder die «Armen» als Gegenpart. Vertiefte Analysen, gar zu einzelnen Berufsgruppen oder Milieus, fehlen. Dafür werden die strukturhistorischen Zugänge meist mit Personenbeispielen illustriert. Das individuelle Erleben wird zudem öfters mit integral abgedruckten, weiter aber nicht interpretierten Selbstzeugnissen präsent gehalten.

Wenn Schaffhausen Anlass zur Vermutung gibt, dass Pluralität als Merkmal einer erweiterten Sozialgeschichte auch Verlust sozialhistorischer Tiefenschärfe bedeuten könnte, so steht die *Sankt-Galler Geschichte 2003* gerade für Letztere ein. In dem in der Frühzeit einsetzenden Gesamtwerk regiert ein strukturorientierter Ansatz, der ähnlich der Zürcher Kantonsgeschichte (und teils mit denselben Autoren) aus dem Geist der Forschungsstelle für Wirtschafts- und Sozialgeschichte lebt – jedoch in sehr variantenreicher Umsetzung. Generell sind die acht Bände nach Epochen eingeteilt und werden jeweils mit synthetisierenden Übersichtskapiteln aus der Hand eines Autors oder einer Autorin eröffnet. Auf diesen substanziellen und vom Umfang her etwa die Hälfte eines Bandes einnehmenden Text folgen sechs kürzere Kapitel, die sich im Sinn von Exempeln einem begrenzten Gegenstandsbereich widmen. Vielfach werden hier vergleichende Lokalstudien betrieben, die grosse Anschaulichkeit erreichen. Es herrscht also ein gewisser Luxus von Synthese und Detailstudie. Das spiegelt sich in einem stattlichen Volumen: Mit 2289 Seiten und 9 Bänden halten die Sankt Galler den bisherigen Rekord. Sowohl der Aufbau im Ganzen als die Organisation der Bände ist eine Absage an das Prinzip der beliebigen Teillektüren. Das kommt auch darin zum Ausdruck, dass die Sankt Galler Geschichte nur als Gesamtwerk käuflich ist und Register, Anmerkungsapparat und Biblio-

grafie aus den Teilbänden in einen eigenen Band ausgelagert sind. Auch wenn es den Lesenden selbstverständlich frei steht, nach diesem oder jenem Band zu greifen oder ein kurzes Kapitel vor der Synthese zu lesen, so spricht aus der Sankt Galler Geschichte doch der Anspruch, eine Gesamtsicht zu liefern, wie es zum Kernanliegen einer strukturorientierten Sozialgeschichte deutscher Prägung eben zählt. Die Umsetzung im Einzelnen verläuft nun aber denkbar verschieden. Deutlich wird daran die Variabilität einer leicht zum Schematismus tendierenden Herangehensweise wie deren analytisches Potenzial sowie vor allem die eminent prägende Rolle der Autoren. Besonders überzeugend und ansprechend wirken die Texte gerade dann, wenn sie sich punktuell über den Kanon Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur hinwegsetzen, ohne ihn zu negieren. Sehr gut gelingt das Max Baumann in seinem Beitrag zur Frühen Neuzeit (Bd. 3): Hier wird man in einem fulminanten Wirbel in die Zeit von Bauernkrieg und Reformation hineingezogen und findet sich unversehens inmitten eines dramatischen Geschehens wieder – auf gefühlter Augenhöhe eines damaligen Bauern. Allerdings ist das weit mehr als unterhaltender Effekt. Es ist der Auftakt zu einer Diskussion der Frage, warum reformatorisches Gedankengut zünden konnte und was darunter verstanden wurde. Das Prinzip des Fragenaufwerfens ist das zweite, hier erfolgreich angewandte Prinzip, das sich weit jenseits einer didaktisierenden Vordergründigkeit bewegt. Baumann führt als wissender Fragender durchwegs im Erzählton und bisweilen alltagssprachlich mitten hinein in die bewegten sankt-gallischen Reformationswelten und ihre sozioökonomischen Hintergründe. Die aufwühlenden Ereignisse der 1520er-Jahre sind der Stoff für eine gesellschaftliche Analyse, die sich über die separierten sozialhistorischen Betrachtungsebenen hinwegsetzt und zugleich alle integriert. Die Darstellungsprinzipien der Nähe zu handelnden Menschen und ihren Perspektiven sowie das Fragenstellen finden sich auch in den weiteren Texten Baumanns, sind also keineswegs an besonders ereignisdichten Stoff gebunden. Deutlich anders liest sich dagegen etwa Band 2 zu Hoch- und Spätmittelalter. Hier findet sich fundierte Information, kenntnisreich vorgetragen und unter Verzicht auf Jargon. Fragen werden jedoch eher in rhetorischer Funktion eingesetzt. Ein erzählerischer Zug findet sich weniger; dagegen dominiert die Beschreibung aus einer gewissen Distanz und die oft entpersonalisierte Schilderung von Handlungsvorgängen. Verbreitet findet sich in allen Bänden der Sankt Galler Geschichte auch ein sprachliches Merkmal, dem die Strukturgeschichte Vorschub leistet: die als handelnden Subjekte auftretenden Prozesse und Strukturmomente. Die AutorInnen lassen so ihre AkteurInnen in den Kulissen verschwinden (die methodische Kritik daran ist bekannt) und erzeugen eine gewisse Unfassbarkeit, da sie ihren Lesenden die unmittelbare Bezugnahme zwischen eigenem Erfahrungshorizont und Dargestelltem erschweren.

Einen Kontrapunkt zum scheinbar grenzenlos wachsenden Umfang von Kantonsgeschichten setzt die *Histoire du Valais*. 2002 erschienen, bietet sie einen leichtfüssigen und luftigen Auftritt. Auf rund 900 Seiten liest man sich von der Frühzeit bis ins späte 20. Jahrhundert und wird dabei mit einer – wiederum eigenständigen – Umsetzung der annalistischen Regionalgeschichte beliefert. Leichtfüssigkeit vermittelt auf den ersten Blick der äusserliche Auftritt: Die Walliser Geschichte kommt katalogähnlich daher (die vier Bände sind im Rahmen der *Annales valaisannes* erschienen) und gönnt sich im Innern viel Weissraum. Die Texte sind einspaltig gesetzt, in grosser Schrift und weitem Zeilenabstand, und nehmen nicht die ganze Seite ein. Die grosszügige Randspalte wird für die sehr seltenen Literaturverweise verwendet. Auch das Bildkonzept setzt auf Reduktion: durch Beschränkung auf zwei Bildformate – kleinformatig und ins Zentrum einer ansonsten weissen Seite gesetzt oder dann grossformatig und randabfallend. Das wirkt wohltuend und keineswegs schematisch. Text und vor allem Bild erhalten so weit mehr eigenes Gewicht. Der an Kunstkataloge angelehnte Stil taugt durchaus für die Gattung der «vermittelnden» historischen Literatur.

Leichtfüssig kommt auch der Inhalt daher. Wegleitend ist den AutorInnen der Gegenwartsbezug. Herausgestellt werden soll in jeder Epoche, was zur Gestaltung der Gegenwart beigetragen habe. Das wird auch umgesetzt und ist sowohl der Grundpfeiler des Publikumsbezugs wie auch Ausdruck des Selbstverständnisses der VerfasserInnen als BürgerInnen *(citoyen-ne-s)*. Im Einzelnen haben auch hier die AutorInnen ihren Spielraum in Zugang, Inhalten und sprachlichem Duktus genutzt. Die Verbindung von Raum, Demografie und Wirtschaft mit gesellschaftshistorischen Tiefgang (Milieus, Familie, Verwandtschaft, Religion und Bildung), verfolgt vielleicht am konsequentesten Pierre Dubuis, der auf umfangreiche eigene Forschung zurückgreifen kann. Dabei gelingt es ihm gut, seinen Zugang als ihn (und folglich die Lesenden) interessierende Perspektive einzuführen. Andere AutorInnen setzen je nach Epoche und eigenem Interesse andere Schwerpunkte: auf Macht und Herrschaft für die Frühe Neuzeit und in der Vermittlung mit Fragen und Gegenwartsbezügen arbeitend; auf Politik und Staat für das 19. Jahrhundert, jedoch aus einer wissenden, weniger fragenden, Haltung heraus geschrieben. Für das 20. Jahrhundert liegt der Fokus gerade umgekehrt auf ökonomischen Prozessen, Marktintegration und Technisierung und den daraus folgenden Veränderungen in politischem und gesellschaftlichem Gefüge. Die Autorin Myriam Evéquoz-Dayen trägt damit der beschleunigten Ablösung des Wallis aus agrarischen Strukturen Rechnung. Im Unterschied zu früheren Epochen kann sie für die Zeit nach 1945 nicht auf Grundlagenforschung abstellen und greift darum zum Mittel des explorativen Textes, der aktualitätsbezogen vorgeht und sich nicht zuletzt als Anregung zu künftiger Forschung versteht. Als Kontrapunkt zum nach wie vor gepflegten Bild eines

Wallis als agrarisches Bergland mit einer in religiösen Traditionen und familiären Feindseligkeiten verhafteten Bevölkerung zeichnet sie die Konturen einer Gesellschaft im beschleunigten Marsch in eine moderne Dienstleistungs- und Konsumgesellschaft, wirtschaftlich getragen von Bauwirtschaft und Tourismus.

Erfolge, Fallstricke und Perspektiven

Sozialgeschichte hat in der schweizerischen Landesgeschichte ihre Spuren hinterlassen. Sie ist in die traditionsreiche Gattung der Kantonsgeschichten vorgedrungen, hat dieser nicht nur eines, sondern viele variantenreiche neue Gesichter gegeben und ist «ins Publikum» vorgestossen. Der französischen Regionalgeschichte kommt als inspirierende Matrix eine dominierende Bedeutung zu. Sie bot sich vor allem für Gesamtwerke mit langen Zeiträumen an. Besonders gepflegt wird sie in der Romandie, punktuell aber auch in der Deutschschweiz. Analog zur Forschungstradition steht sie in besonderer Affinität zu Mittelalter und früher Neuzeit. Das prägt auch das popularisierte sozialhistorische Bild dieser Epochen: eine dominant von der Bebauung des Bodens lebende Bevölkerung mit grosser sozialer Binnendifferenzierung und mit vielgestaltigen, teils auch von Zeitgenossen nicht mehr überblickbaren rechtlichen Zugehörigkeiten. Bei zunehmender Gegenwartsnähe, das heisst in diesem Fall nach 1800, stösst der raumbezogene Ansatz an Grenzen. Das 19. und 20. Jahrhundert sind dagegen beliebter Spielgrund der struktur- und prozessorientierten Sozialgeschichte bundesdeutscher Prägung; auf landesgeschichtlicher Ebene ist sie nur in der deutschen Schweiz zum Tragen gekommen, ausgehend von der Zürcher Forschungsstelle für Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Hier kommen die Affinität zu Industrialisierung, Bürgertum, Herrschaftsverhältnissen und also das Theorem der wirtschaftlichen Strukturdominanz zum Tragen. Auch das manifestiert sich im popularisierten sozialhistorischen Bild der modernen, industrialisierten Welt: Sie wird als mehr oder minder verzahntes Gebilde von Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur präsentiert. Allerdings stösst auch dieser Zugriff auf regionalhistorischer Ebene an Grenzen, wenn es darum geht, übergreifende Prozesse darzustellen. Das trifft besonders auf Handlungsbereiche zu, die stark mit internationaler Wirtschaftsentwicklung oder globalen Konsumtrends verflochten sind und den Wandel des alltäglichen Lebens – Arbeiten, Wohnen, Einkaufen, Haushalten – wesentlich zu bestimmen scheinen. Die Klage oder Befürchtung, in der Darstellung der gegenwartsnahen Zeiten sei kaum mehr regional Geprägtes zu finden, ist verbreitet und gibt einem entsprechenden Unbehagen Ausdruck. Die Gefahr, auf regionaler (oder lokaler) Ebene Prozesse lediglich zu überprüfen oder gar nur mit Beispielen zu garnieren, ist gross, vor

allem wenn fundierte Grundlagenforschung fehlt. Dass das Phänomen der Globalisierung die Regionalgeschichte obsolet machen könnte, wäre allerdings ein fataler Kurzschluss. Vielmehr dürfte das Gegenteil zutreffen: Globalisierung, genauer: die sich seit einigen Jahren entfaltende Globalgeschichte ist eine Chance zur Erneuerung, denn Globalgeschichte ist auf fundierte Regionalstudien angewiesen.[13] Möglicherweise wird eine in globalhistorischer Perspektive erneuerte Regionalgeschichte dann auch die Grundlage bieten, auf der eine allgemeinverständliche Landesgeschichte aufbauen kann, die ausserdem die in der fragmentierten Szenerie der Schweizer Landesgeschichten unterentwickelte vergleichende Perspektive mehr gewichten könnte.

Das unterstreicht die steigende Bedeutung, die kantonsgeschichtliche Projekte seit der sozialhistorischen Wende als Forschungsvorhaben haben und die es nicht ab-, sondern auszubauen gilt. Denn: Eine gute Vermittlung können sie nur auf entsprechendem Fundament leisten. Die einschlägige universitäre Forschungslandschaft reichte bisher nicht aus, diese Fundamente zu stellen, und dies ist auch für die nahe Zukunft nicht zu erwarten. Das Going public der Sozialgeschichte hat die Gattung der Kantonsgeschichten in der Tat nicht bloss inhaltlich und im Erscheinungsbild verändert, sondern ihr nebst der Funktion der Vermittlung die zweite Funktion als regionale Forschungsprojekte beschert. Trägerschaften und Finanzen dafür zu mobilisieren, stellt angesichts um sich greifender staatlicher Spartrends eine Herausforderung dar. Landesgeschichte hat in der Schweiz aber offensichtlich eine starke Affinität zu zivilgesellschaftlicher Initiative. Es ist beeindruckend, wie viele Werke von engagierten Einzelpersonen oder von historischen Vereinen initiiert und auch vom Fundraising bis zum Druck durchgeführt wurden. Öffentliche Finanzmittel wird es dennoch immer (auch) brauchen. Noch gibt es viel zu tun: Geografisch betrachtet klaffen Lücken in den Grenzstädten Genf und Basel (wo Regionalgeschichte besonders nach einem international-globalen Blick ruft), aber auch in weniger oder nur partiell urban geprägten Gebieten wie dem Thurgau oder der Waadt sowie in Kantonen mit stark angejahrten Werkserien wie in Luzern oder «unfertigen» wie im Aargau (wo man seit mindestens 2003 öffentlich über eine Fortführung nachdenkt).

Lohnt es sich weiterhin, in aufwendige regionalhistorische Projekte zu investieren? Die Bilanz der bisher vorliegenden Arbeiten spricht für ein «ja» und ein kleines «aber». Zu den Gewinnen zählen der Wissenszuwachs und die Vielzahl der bisher vorliegenden Lösungen. Dazu zählen insbesondere die Leistungen von AutorInnen und -teams, die die Klippen von theoriegeleiteter Perspektive und Strukturschematismus sowie die Präsentation von Forschungsergebnissen im Modus der Vermittlung nicht bloss bewältigt, sondern dafür eigenständige Formen gefunden haben. An Theorie orientiertes und auf analytischer Basis gewonnenes historisches Wissen lässt sich anschaulich und zeitaktuell darstel-

len, bisweilen sogar leicht dramatisiert erzählen. An Erfolg versprechenden Methoden wurden angewendet: der Wechsel und das ineinander Verweben von Betrachtungsebenen (fern – nah; gross – klein; makro… – mikro…), die Verlagerung der Betrachtungsperspektive auf Augenhöhe weg von Administration, intellektueller oder materieller Elite auf die Ebene der Bevölkerung, die Gewichtung räumlicher Spezifität, Bezüge zur Gegenwart und – vor allem – die Formulierung echter, das heisst Erkenntnis generierender Fragen. Das sind erzähltechnische Elemente, die der Sozialgeschichte den Weg «ins Publikum» erleichtern. Zweifellos gäbe es hier noch weitere Spielräume, ohne die selbstauferlegte Hemmung, zu erzählen, ganz aufzugeben. Denn wie wir von Mani Matter wissen, haben Hemmungen auch ihr Gutes: Was Sozialgeschichte beliebiger Prägung nicht kann und auch nicht können will, ist die Lieferung eines Meisternarrativs. Denn nicht zuletzt darin zeigt sich ihr Charakter als politisches Projekt. Ironischerweise hat gerade die Erweiterung um neue Perspektiven, welche Strukturdominanz sowie systemimmanente blinde Flecken (Geschlecht, Akteurperspektiven, Aneignung) kompensieren sollen, diesen politischen Impetus verwischt. Das sich im Umbruch befindende und nicht neu konsolidierte Gebilde spiegelt sich auch in der popularisierten Sozialgeschichte in Gestalt der viel gerühmten Vielfalt. Und das führt zum kleinen «aber»: Die seit den frühen 1990er-Jahren konzipierten Kantonsgeschichten neigen zu einer unendlichen Anreicherung von Themenfeldern, die sich in komplexer Weise überlappen und nicht automatisch zu einem Mehr an Erkenntnis führen. Selbstverständlich gilt, dass ein einfaches, sprich: vereinfachtes Geschichtsbild gegenüber einem breiten Publikum nicht erstrebenswert ist. Dennoch darf und muss man sich die Frage stellen, ob weniger nicht manchmal mehr wäre: Weniger Themen, Texte, Perspektiven oder Histörchen, dafür mehr Erklärungen – denn das kann Sozialgeschichte, und darauf hat eine aufgeklärte und plurale Leserschaft ein Anrecht.

Anmerkungen

1 *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 226, 2005.

2 Für einen Überblick vgl. Simone Rauthe, *Public history in den USA und der Bundesrepublik Deutschland*, Essen 2001, 154–205. Neuere Sammelbände widmen sich verschiedenen Fragen von medial verbreitetem historischem Wissen: Frank Bösch, Constantin Goschler (Hg.), *Public History. Öffentliche Darstellungen des Nationalsozialismus jenseits der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt a. M. 2009; Barbara Korte, Sylvia Paletschek (Hg.), *History goes Pop. Zur Repräsentation von Geschichte in populären Medien und Genres*, Bielefeld 2009; Wolfgang Hardtwig, Alexander Schug (Hg.), *History Sells! Angewandte Geschichte als Wissenschaft und Markt*, Stuttgart 2009.

3 Der Versuch, bei den entsprechenden Verlagen Auflage- und Verkaufszahlen zu erheben, stiess auf erhebliche Schwierigkeiten (mangelnde Unterlagen, Besitzerwechsel im Verlag, keine

Auskunftsbereitschaft). Ebenso konnten, vor allem bei älteren Werken, nicht alle Preise erhoben werden. Die erhaltenen Daten sind zu lückenhaft, um die Frage der Publikumsgängigkeit von der kommerziellen Seite her vergleichend zu beleuchten.

4 Lucienne Hubler, «Histoire(s) cantonale(s)», *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 42 (1992), 410–416; Georg Kreis, «Das Projekt ‹Neue Basler Geschichte›», *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 43 (1993), 574–593; *Argovia. Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau* 1993.

5 In diesen Zahlen nicht mitgerechnet ist die elfbändige *Encyclopédie de Genève*, Genf, 1982–1996, die nur partiell historischen Inhalt bietet.

6 Für Zug liegt ausserdem eine vorsozialhistorische Publikation vor: Eugen Gruber, *Geschichte des Kantons Zug* (Monographien zur Schweizer Geschichte, Bd. 3), Bern 1968.

7 Kreis (wie Anm. 3). Zur Zeit belebt sich die Diskussion mit einem parlamentarischen Vorstoss und fachhistorischem Support neu. Dazu diverse Beiträge in der *Basler Zeitung*, zuletzt 22. 1. 2011, 9.

8 Georg Kreis, «Die neuere ‹Schweizergeschichte› neu schreiben? Zur Mutation und Transformation des nationalen Geschichtsbildes», *Neue Politische Literatur* 47/1 (2002), 79–92.

9 In Kantonsgeschichten wie auch in diesem Beitrag wird summarisch auf die *Annales*-Schule verwiesen, die sich seit 1929 rund um die gleichnamige Zeitschrift bildete und de facto eine differenzierte und sich historisch wandelnde Bewegung französischer HistorikerInnen darstellt. Vgl. Peter Burke, *Offene Geschichte. Die Schule der «Annales»*, Berlin 1991.

10 Der Begriff Erzählung rekurriert hier ausschliesslich auf die Darstellungsform und nicht auf die wissenschaftstheoretische Bedeutung der Erzählung als spezifischer Form der Erklärung. Vgl. Johannes Süssmann, «Erzählung», in Stefan Jordan (Hg.), *Lexikon der Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 2002, 85–88.

11 Christophe Seiler, Andreas Steigmeier, *Geschichte des Aargaus. Illustrierter Überblick von der Urzeit bis zur Gegenwart*, Aarau 1991. Dieser Titel gilt nicht als Teilband der Aargauer Kantonsgeschichte.

12 Zur Beratungsstelle für Landesgeschichte sowie zu Geschichtsverständnis und Anliegen der Vermittlung vgl. die Nachrufe auf Roger Sablonier in *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 60 (2010), 494–497 (Thomas Meier und Regula Schmid), und in *traverse* 3 (2010), 137–139 (Guy P. Marchal).

13 Reinhard Sieder, Ernst Langthaler, «Was heisst Globalgeschichte?», in Sieder/Langthaler (Hg.), *Globalgeschichte, 1800–2010*, Wien 2010, 10 f., 14–19.

Bibliografie

(Enthält nur die im Sample dieses Beitrags berücksichtigten Werke.)

AR/AI *Appenzeller Geschichte. Zur 450-Jahrfeier des Appenzellerbundes, 1513–1963*, 3 Bände, hg. von den Regierungen der beiden Halbkantone Appenzell, Appenzell 1964–1993.

AG Halder Nold, Stähelin Heinrich, Gautschi Willi, *Geschichte des Kantons Aargau 1803–1953*, Bd. 1, Aarau 1953 (2. Aufl. 1978); Bände 2–3, Aarau 1978.

BL *Nah dran, weit weg. Geschichte des Kantons Basel-Landschaft*, 6 Bände, Liestal 2001.

BS Teuteberg René, *Basler Geschichte*, Basel 1986.

BE Junker Beat, *Geschichte des Kantons Bern seit 1898*, hg. vom Historischen Verein des Kantons Bern, 3 Bände, Bern 1982–1996.
Pfister Christian, *Im Strom der Modernisierung. Bevölkerung, Wirtschaft und Umwelt 1700–1914*, Bern 1995 (= Geschichte des Kantons Bern, Bd. 4)

FR *Geschichte des Kantons Freiburg*, 2 Bände, hg. von der Kommission zur Publikation

der Freiburger Kantonsgeschichte, Freiburg 1981.

GE *Encyclopédie de Genève*, 11 Bände, publié sous les auspices de la Société genevoise d'utilité publique, Genève 1982–1996.

GL Brunner Christoph H., *Glarner Geschichte in Geschichten*, hg. von Regierung und Landrat des Kantons Glarus, Glarus 2004.

GR *Handbuch der Bündner Geschichte*, hg. vom Verein für Bündner Kulturforschung, 4 Bände, Chur 2000 (2. Aufl. 2005).

JU *Nouvelle Histoire du Jura*, éd. par le Cercle d'études historiques de la Société jurassienne d'émulation, Porrentruy 1984.

LU *Geschichte des Kantons Luzern*, hg. im Auftrag des Regierungsrates, Luzern 1932 ff.; bisher erschienen 6 Bände mit wechselnden Titeln und unterschiedlichen Verlagen (Bd. 1: 1932, Bd. 2: 1945, Bd. 3: 1979, Bd. 4: 1990, Bd. 5: 1998, Bd. 6: 2008).

NE *Histoire du Pays de Neuchâtel*, 3 Bände, Neuchâtel 1989–1993.

OW Garovi Angelo, *Obwaldner Geschichte*, Sarnen 2000.

SH *Schaffhauser Kantonsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, 3 Bände, hg. vom Historischen Verein des Kantons Schaffhausen, Schaffhausen 2001.

SO *Solothurnische Geschichte*, hg. vom Regierungsrat des Kantons Solothurn, Solothurn 1952–; bisher erschienen 4 Bände (Bd. 1: 1952, Bd. 2: 1976, Bd. 3: 1981, Bd. 4: 1992).

SG Bucher Silvio (Hg.), *Sankt-Galler Geschichte 2003*, 9 Bände, St. Gallen 2003.

TI Ceschi Raffaello (a cura di), *Storia della Svizzera italiana*, 3 Bände, Bellinzona 1998–2000.

TG Schoop Albert et al., *Geschichte des Kantons Thurgau*, 3 Bände, Frauenfeld 1987–1994.

Uri Stadler-Planzer Hans, *Geschichte des Landes Uri*. Teil 1: *Von den Anfängen bis zur Neuzeit*, Schattdorf 1993.

VD *L'Histoire vaudoise*, dirigée par Bertil Galland, Lausanne 1973 = *Encyclopédie illustrée du pays de Vaud* 4.

VS *Histoire du Valais*, éd. par la Société d'histoire du Valais romand, 4 Bände, s. l. 2002 (*Annales valaisannes* 2000–2001).

ZH Flüeler Niklaus, Flüeler-Grauwiler Marianne (Hg.), *Geschichte des Kantons Zürich*, 3 Bände, Zürich 1994–1996.